

Magister Johannes Gebhard

Superintendent in Rötteln

von

Kirchenrat D. Johannes Fecht

*

Aus dem Lateinischen übersetzt und gekürzt

von

D. Albert Ludwig

Pfarrer in Kleinkems

Aus dem gotischen Schriftbild ins Deutsche übertragen und gekürzt

Harald Danner

Vorwort

D. Johannes Fecht, badischer Kirchenrat und Hofprediger in Durlach, später Superintendent und Professor der Theologie in Rostock, der uns in Druckwerken und Handschriften viele, für die Kirchengeschichte der Markgrafschaft Baden-Durlach wichtige Nachrichten hinterlassen hat, veröffentliche auch eine Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen unter dem Titel: Schediasmata sacra seu Exercitationum singularium liber. Einer dieser Aufsätze handelt vom Sabbat und ist, wie der Verfasser angibt, die Frucht einer zwölfstündigen, ununterbrochenen Disputation auf einer Synodeder Diözesen Durlach und Pforzheim. Während der Respondent ein sehr gelehrter und gewandter Mann, seinen Gegner zurücktrieb und zum Schweigen brachte, habe er als praeses Zeit gehabt, sich die Materie genau zu überlegen. Die vierte exercitatio enthält eine oratio in memoriam Joannis Gebhardi theologi.

Wie aus der Rede hervorgeht, hat Fecht sie im Jahr 1688 gehalten oder niedergeschrieben. Denn er sagt darin von Gebhard, er sei „unlängst unseren Augen entrissen“. An einer anderen Stelle heißt es: „Seitdem“ – d. h. nach dem Zusammenhang: seit der Zeit kurz vor dem Tode Gebhards – „haben sie weitere zwei Jahre ihrem Alter hinzugefügt.“ Und der Erwähnung des Superintendenten Bartenstein schließt sich die Bemerkung an: „der noch heute das Dekanat in Badenweiler hat.“ Da dieser am 17. Februar 1689 starb, muss die Schrift im Sommer oder im Herbst des Jahres 1688 entstanden sein.

Das lateinische Original wurde ziemlich wortgetreu ins Deutsche übertragen, damit der Leser einen Eindruck gewinnen kann von der behaglichen Breite und der ausführlichen Weitschweifigkeit der in jener Zeit beliebten Darstellungsweise, zugleich aber die ganze „Rede“ in Teile mit Überschriften zerlegt. Weggelassen wurden manche allgemeinen Betrachtungen, auch eine Reihe von Beispielen und Zitaten aus alten und neuen Schriften.

Diejenigen Abschnitte, die als Anmerkungen oder Erläuterungen zu vorhergehenden Ausführungen anzusehen sind, wurden – wie in Fechts Buch – durch kleineren Druck kenntlich gemacht.

Der näheren Einführung in die zeitgeschichtlich wertvolle Darstellung Fechts mögen die Angaben über die von ihm genannten Persönlichkeiten dienen, die ich, soweit es mir möglich war, in das Register aufgenommen habe.

Einleitung

Gerne bekenne ich, dass ich Gebhard als einen vor anderen hervorragenden, wahrhaft frommen Theologen besonders hochschätze. Das ich seinen Geburtstag andächtiger als den meinen feire, ist nicht mehr als billig, und dass ich ihn mit Recht feire, werden alle einsehen, die wissen oder sich erinnern können, dass er an meinem zweiten Geburtstag, als ich durch das Bad der Taufe ein Christ wurde, mir als ein zweiter Vater und als ein Bürge des Bundes, den Gott mit mir geschlossen, gegeben wurde

Seine Liebe zu mir war seit meiner Kindheit so groß und so innig, dass er mich wie einen Sohn ansah, und ihm meine wissenschaftliche Ausbildung und sittliche Erziehung nicht weniger am Herzen lag, als meinem natürliche Vater. Als ich ein Knabe war, hat er sehr gern auf Bitten meines Vaters die Leitung meiner Studien übernommen. Als Gebhard mich im Alter von zehn Jahren zugleich mit seinen Söhnen Jeremias und Ludwig dem Martin Dreutel, einem durch Gelehrsamkeit und Lebensweisheit ausgezeichneten Theologen, zur Erziehung übergab, wünschte er, dass wir den Bund durch Briefwechsel aufrecht erhalten sollten. So oft durch die üblichen examina meine Fortschritte erforscht wurden, war er selbst zugegen, er lobte mein Streben, überwand durch seine Autorität meine Trägheit oder spornte meinen Lerneifer durch Belohnung an. Wie sehr es ihm aber angelegen war, das ich nicht, als ich die akademische Freiheit genoss, (verleitet durch das Gebrechen unseres alles Neue dem bewährten Alten vorziehenden Jahrhunderts) von dem rechten Weg des Fortschreitens in der Erziehung abirre, dafür dienen wir noch heute die vielen an mich geschriebenen Briefe zum Bewies, die mich durch strenge, doch zugleich in feinsten Weise auf reines Menschentum abgestimmte Worte an meine Pflicht erinnerten.

Auch später erkaltete seine Liebe zu mir nicht, als ich, zu öffentlichen Amtshandlungen zugelassen, es zu den höchsten Wohltaten der Gottheit rechnen durfte, von einem so weisen und weißen Haupt durch Ratschläge unterwiesen, durch Vernunftgründe geleitet, durch Vorschriften ermahnt zu werden, und dabei in allem niemals irgendeine mürrische Pedanterie, sondern immer nur schmeichelhaftes Lob erfahren

dürfen. Sein brennender Eifer setzte dem die Krone auf, dadurch das er für mein Seelenheil häufig und innere Gebete an Gott richtete Da ich nun unter seiner Führung und Aufsicht besonders durch seinen Unterricht, die ersten Elemente der guten Wissenschaften mir angeeignet habe, ist es vernünftig, das ich mit der Fähigkeit, die durch seine Sorgen, seine Einrichtung, seine Mühen in mir ausgebildet wurde, den Entschlafenen ehre und das Gedächtnis seines mir so teuren und lieben Namens, so viel an mir liegt und zu verbreiten mich bestrebe. Möchte Gott mein frommes Gefühl so begünstigen, das sie unter seinen Verdiensten bleibt, - was sicher der Fall sein wird – sie doch wenigstens ein helles Zeugnis eines für empfangene Wohltaten dankbaren Sinnes darstelle

Den höchsten Dienst der Pietät will ich dir nun, Vater Gebhard gern und nach Verdienst erweisen. Du bist unlängst unseren Augen entrissen und genießest fern von uns Glück und Heil, aber deine Frömmigkeit, deine Lauterkeit, deine Treue und dein Fleiß bleiben immer bei mir auf Erden.

Ich werde also von Gebhard sprechen einfach und schlicht, wie das Leben des Mannes war, indem ich alles nach Ort und Zeit ordne. Denn nicht durch gesuchten Redeschmuck darf ich einen Toten beschweren, der, so lange er lebte, jedem Schein in Wort und Tat abhold war.

1. Die Schwäbische Heimat

Johannes Gebhard ist geboren in Kusterdingen, einem Dorf in der Nähe von Tübingen im Herzogtum Württemberg, einem geringen und unbekanntem Ort. Seine Heimat ist das Schwabenland, fruchtbar sowohl an hervorragenden Männern und großen Völkerschaften, die sich fast in ganz Europa von dort ausbreiteten, wie aus dem Trojanischen Pferd hervorkommend, als auch an guten Köpfen; seit der Reformation besonders an frommen Theologen, wie kaum ein anderes Land in unserem Deutschen Reich.

2. Die Jugendzeit

Gebhard hat das Licht der Welt erblickt am 9. Januar 1603. Sein Vater war Ludwig Gebhard, der in dieser Zeit in Küsterdingen das Pfarramt bekleidete, seine Mutter Scholastica Maria, eine geborene Wilandin. Auch den Namen Gebhard haben einige nicht unberühmte Männer getragen, die aber mit unserem Gebhard, soviel ich weiß, nicht verwandt sind.

Ich habe gehört, dass der Vater Gebhards nicht nur ein Diner seiner Gemeinde war, deren Seelsorger er war, sondern auch – woran es nach dem Urteil des hl. Chrysostomus sehr viele, die den stolzen Namen eines Priesters tragen, fehlen lassen – ein treuer Nachfolger des Herrn Christus; er sei auch ein treuer Wächter der unverfälschten Lehre des Evangeliums gewesen, die aus seinem Munde erklang, und habe durch die Glut seiner Frömmigkeit viele, die dem Rang nach über ihm standen, übertroffen. Man kann sich also nicht wundern, das er, wie seinen Sohn mit Dank empfing und nach christlicher Sitte taufen ließ, so auch – dessen eingedenk, das es nicht genügt Kinder zu erzeugen, sondern das man sich Mühe geben muss, das sie so heranwachsen, das man es nicht bereut sie erzeugt zu haben – ihn mit solcher Strenge und mit solchen Erziehungskünsten ausgebildet hat, das sein von Natur zur Aufnahme wissenschaftlicher Erkenntnis fähiger Geist vermöge der guten Anlagen, die Ihm frei von Mängeln die gute Gottheit geschenkt hatte, unter Leitung seiner Lehrer sofort mit voller Kraft diese besten Kenntnisse aneignete. Es lebte in jener Zeit in Tübingen Israel Wieland, der Großvater Gebhards mütterlicherseits, der zu denjenigen Pfarrern gehörte, die im letzten Jahrhundert im Herzogtum Württemberg, in dem Lauffener Bezirk, der am Neckar nahe bei Heilbronn liegt, die Konkordienformel

Auf die Konkordienformel einigten sich 1577 alle der Reformation von Martin Luther zugeneigten Fürsten und Städte in Deutschland. 1576 hatten sich in Torgau Theologen zur Erarbeitung einer Bekenntnisschrift versammelt, in der die unter den verschiedenen Strömungen der Reformation strittigen Fragen zu einer Klärung und gemeinsamen Aussage gebracht wurden. Auf dieser Grundlage unterzeichneten die evangelischen Landstände - 51 Kurfürsten, Herzöge, Markgrafen und Grafen sowie 35 freie Reichsstädte – die Gründliche, allgemeine, lautere, richtige und endliche Wiederholung und Erklärung etlicher Artikel des Augsburger Bekenntnisses, in welchen seither unter evangelischen Theologen Streit vorgefallen. Vor allem in der Auffassung vom heiligen Abendmahl grenzt sich die Konkordienformel gegen die Auffassung von Huldreich Zwingli ab.

Die Konkordienformel gilt als Abschluss der lutherischen Konfessionsbildung und der Beginn der lutherischen Orthodoxie. Alle Evangelischen, die dieser Konkordienformel zustimmten, sollten sich fortan lutherisch nennen; alle Protestanten, die der Konkordienformel nicht zustimmten, wurden nun als Reformierte im Sinne von Huldreich Zwingli und Johannes Calvin bezeichnet. Wer ein kirchliches Amt übernehmen wollte, musste diese Formel anerkennen und unterschreiben.

durch ihre Unterschrift gebilligt haben. Als dieser wegen Altersschwäche sein Amt niedergelegt hatte, beschloss er, den Rest seines Lebens in Tübingen zuzubringen, um dort sich nach Möglichkeit mit theologischen Studien zu beschäftigen. Der ehrwürdige Greis nahm seinen Enkel, da die kärglichen Mittel seines Vaters nicht reichten, bei sich auf, bis er das sogenannte Martinianische Stipendium erlangen würde, und er war sorgfältig darauf bedacht, in Übernahme der väterlichen Pflicht, das die ausgezeichneten Anlagen nicht durch Vernachlässigung verloren gingen oder sonst irgendwie einen Schaden erlitten, daher wurde er im neunten Lebensjahr der städtischen Schule anvertraut, und er gab sich Mühe, in den Fundamenten der wahren Frömmigkeit und in der Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache möglichst schnelle Fortschritte zu machen. Begabte Schüler können wie die Flamme nicht verborgen bleiben, und wenn sie heranwachsen, leuchtet ihre Befähigung plötzlich vor der Zeit auf. In der lateinischen Sprache machte er durch fleißige Übung zur Freude des Großvaters solche Fortschritte, dass er seine Mitschüler auf diesem Gebiete immer übertraf. Denn der Greis hatte durch langjährige Erfahrung erkannt, dass die lateinische Sprache in ihrer Reinheit nicht nur ein Schmuckstück der Bildung sei, sondern das einer, der zu anderen Disziplinen und selbst zur Theologie den Weg sucht, wenn er darin nicht beschlagen ist, nutzlos sich abmüht, gleichsam in der Luft fischt und im Meere jagt. Wie schämlich ist es, wenn du unter großem Aufwand an Zeit und Mühe tiefer in die Wissenschaft eingedrungen bist und du, was du denkst, nur in barbarischer und ungebildeter Ausdrucksweise von dir geben kannst, so das anderen Gelegenheit geboten ist, über deine Unreife zu spotten oder dir Dummheit und Unbildung vorzuwerfen!

Nachdem die Jugendzeit in der unteren Schule hinter ihm lag, kam Gebhard auf die Akademie. Hier hat er aber mit aller Kraft das im Auge gehabt, dass er seine zahlreichen Pflichten erfülle. Es gibt genug Menschen, die dem Kindesalter entwachsen, weder die Freude an Kindereien noch die Knabenposen ablegen, sondern wenn sie in die öffentlichen Schulen, die noch Werkstätten der Wissenschaft und der

Sittlichkeit sind, als neu gebackene Studenten hereinbrechen, im herumbummeln und in den Kneipen die Zeit vergeuden, ein Gut, das am aller kostbarsten und niemals wiederzuerlangen ist. Die einen sitzen in den Kneipen, die anderen spielen oder überlassen sich anderen schrecklichen Strudeln und Charybden, die ihre guten Sitten verderben, während sie doch die Kollegien der Gelehrten und die Lehrsäle besuchen sollten. Ihre Väter sind gewiss sehr unglücklich, weil die verdorbene Bande das mit Blut und Schweiß erworbene Geld zu schmutzigen und schändlichen Dingen missbraucht und verschwendet, während sie selbst die guten Hoffnungen, die sie auf ihre Söhne setzten, unter Wehklagen und Seufzen aufgeben müssen; aber bei weitem unglücklicher sind noch die Söhne, die wenn sie in einem eitlem und nichtsnutzigem Treiben ihre Zeit hingebracht haben, zuletzt nichts anderes empfinden, allerdings zu spät, als einem dem fortwährenden Vergnügen nicht zu vergleichenden Schaden. Gebhard weit entfernt von dieser Zeit der Jugend, hat in tiefer religiöser Stille sich nur Gott allein (den diejenigen, die der Eltern Hoffnungen und Wünsche so frevelhaft verspotten und vernichten, in dummer Weise verachten) und dem Himmel geweiht. Er gab sich nicht dem Müßiggang und der Trägheit hin, sondern besuchte die öffentlichen und privaten Vorlesungen, und was er darin Gutes und Wertvolles gehört hatte, schrieb er sich auf, und trug es zu späterem Gebrauch in Hefte ein; ferner wohnte er, wo sich Gelegenheit bot, den Redekämpfen der Fortgeschrittenen bei; bald übernahm er die Stelle des Antwortenden, bald die des Angreifers, manchmal auch die des Vorsitzenden. Daheim aber war ihm seine Mühe zu viel, er nahm auch die Nacht noch zu Hilfe, er dachte nach, las, untersuchte, kommentierte, disputierte mit anderen, und alles trieb er mit eben so viel Eifer und Feuer als Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit, so dass er das, was er begann, auch auszuführen trachtete. Seine Sitten und sein Leben hielt er gegenüber allen Lockungen und Versuchungen der Verführer so frei und unbefleckt von allem Schmutz, dass er die Liebe und Zuneigung aller Gutgesinnten verdiente und schon in den ersten Jahren der Jugend reif und fast männlich sich zeigte.

Als Gebhard das 17. Jahr erreicht hatte, ein Alter, in dem andere noch nicht der Rute der Schulmeisters entwachsen sind, wurde er nach Vollendung eines allen Zweigen der Wissenschaft gewidmeten Trienniums, unter ungewöhnlichem Beifall des ganzen philosophischen Kollegiums öffentlich zum Magister erklärt. Angeregt durch diese Ehre,

die heute solche erstreben und erlangen, die jene Königin der Weisheit kaum von ferne begrüßt haben, und die sie, wenn sie sie durch Verdienst erkämpfen müssten, niemals erreichen würden, wandte er seinen Sinn zu neuen Arbeiten, neuen Anstrengungen, neuen Gelegenheiten zukünftigen Ruhmes. Die öffentlichen Vorlesungen der Theologen besuchte er mit unerschöpflichen Fleiß und mit bewundernswerter Lust, und mit nicht geringem Wissensdurst hörte er die berühmtesten Männer der damaligen Zeit, die über die heiligen und göttlichen Dinge verschieden dachten, und er schöpfte aus ihren Munde durch ein anderes Triennium so viel Weisheit, dass fast niemand im Kreise der Studierenden gelehrter war als er, und niemand für kundiger der heiligen Wissenschaft gehalten wurde. Er stand in täglichem Verkehr mit Theodorus Thummius, mit Joh. Ulricus Pregizerus, mit Melchior Nicolai, mit Jacobus Reihingius, die teils schon damals durch ihre Gelehrsamkeit überall bekannt waren, teils erst angefangen hatten berühmt zu werden .

Theodorus Thummius (1586 – 1630)

Melchior Nicolai (1578 – 1659)



Solchen großen Männern und Lehrern, deren Aussprüche fast als Orakel galten, vertraute er sich mit heilsamer Absicht und Verehrung zur Vollendung seiner Studien an, ihrer Weisheit folgte er bei der Entscheidung von Kontroversen, die den menschlichen Geist in zwiespältigen Meinungen verwirren, sie nahm er sich zum Vorbild um mit ihrer Hilfe weiser und besser zu werden und auch klüger, und um wie sie auf der Weltbahn ungehindert vorwärts zu schreiten. Gewiss ein seltenes Beispiel für die heutige Zeit, wo die Jünglinge sofort weise sind, alles wissen, von sich aus über alles und gegen alles disputieren, niemand verehren, niemand nachahmen und sich selbst zum Muster sind.

Diese üble und gauklerische Art des Studiums war unserm Freund von ganzer Seele verhasst, er hielt es für klüger, einem erfahrenem Vorgänger zu folgen (der um so sicherer schreitet, je häufiger er den

Weg gemacht und gelernt hat, welche Abwege zu meiden sind), als seiner eigenen Führung zu vertrauen und nach eigenem Ermessen zu handeln. Was er aber eifrig gelernt hatte, das eignete er sich durch Nachdenken an und überlegte es zu Hause und ordnete es in seine Fächer, wie eine fleißige Biene, damit er nichts vergeblich annehme, sondern es zu seiner Zeit an andere freigebig und verständig austeilten könne. Es war seine Klugheit, andere für klüger zu halten; seine Lehrmethode, das er lernen wollte, und das er in geordneter Weise lernen wollte. Vier Jahre fast hat er dem erstem Studium der Theologie gewidmet, nach dem er die höchste Würde in der Philosophie erlangt hatte, als er allen anderen außer sich selbst zur Übernahme eines Kirchenamts nicht nur geeignet, sondern auch würdig zu sein schien: Er wusste, dass man anderen mit Recht vorwarf, das sie oberflächliche und unreife Kenntnisse dem Staat oder der Kirche zur Verfügung stellten, so dass sie lehrend sündigten und sündigend lehrten; er wusste auch, dass andere deswegen schlechtes Lob erlangten, weil sie bartlos und Knaben mehr ähnlich als Männern zu männlichen Aufgaben sich drängten, damit sie dadurch, dass sie unzeitig Frauen heimführen, als Männern erschienen. Wie sie auf diese Weise nicht für die Kirche, der sie eher schaden als nützen, sondern nur für sich selbst sorgen, so glaubte Gebhard, er müsse vor solcher Schande sich hüten, obgleich sowohl seine Bildung und der Besitz aller Tugenden seinem Alter weit voraus waren, so richtete er seinen Sinn darauf, die Kinder anderer zu erziehen. Ich erinnere mich, dass der große Mann Martin Luther wünschte, es sollte niemand eher zu den kirchlichen Ämtern zugelassen werden, als bis er die Jugend in den Schulen unterrichtet hättet. Richtig gewiss und heilsam. In welcher Schule könnten sie besser lernen, die göttliche Glaubenssätze und die Samenkörner wahrer Frömmigkeit, die ihre Seele auf den Akademien aufgenommen hat, anderen zu übermitteln? Wo könnten sie sich die Kunst der Geduld und Milde, die für den Verkündiger der göttlichen Geheimnisse so nützlich, so notwendig ist, mit größerem Erfolg aneignen? Daher stellte er diese Tätigkeit in den Dienst eines Bürgers der Reichsstadt Reutlingen, wodurch er zugleich seinem Vater näher war, der damals Pfarrer in Ofertingen war, wo er öfters predigen und sich so auf sein künftiges heiliges Amt vorbereiten konnte.

Diese Tätigkeit musste erfolgreich sein, da er einen Geist besaß, zum Denken geübt, zur Erklärung geschickt, zum Behalten fest. Was er so aus den besten Autoren gesammelt und aufbewahrt, was er durch

scharfsinniges Urteil – Würze und Salz aller Geistesgaben – geordnet hatte, das konnte er, wenn er es brauchte, hervorholen.

3. Die Wanderjahre

Im Jahre 1626, im 23. Jahr seines Lebens, im April sah er Durlach zum ersten mal. Er bat, in der Reihe der Kirchendiener dieser Markgrafschaft aufgenommen zu werden, und wurde von allen angewiesen, ein Zeugnis über sein Wohlverhalten auf der Universität beizubringen. Nach Tübingen zurückgekehrt, unterzog er sich einer theologischen Prüfung und erlangte reiches Lob und ein Empfehlungsschreiben an den Markgrafen Friedrich V. Daraufhin gab man ihm, nachdem der Kirchenrat anfangs Mai sich überzeugt hatte, das er in jeder Hinsicht der Tübinger theologischen Fakultät Ehre mache, sichere Hoffnung auf baldige Anstellung. Fünf Monate später wurde er nach Durlach als Diakonus berufen, eine Stellung, die dort gewöhnlich der definitiven Anstellung als Pfarrer vorangeht. Gerade in jener Zeit fing die Pest in der genannten Stadt an zu wüten, die anerkanntermaßen die beste Gelegenheit bietet, die Treue eines Priesters, seine Frömmigkeit, Geduld, seinen Fleiß, seine Standhaftigkeit und Unerschrockenheit bei der steten Lebensgefahr zu erproben. Diese Tugenden bewiess er in solchem Maße, dass jedermann ihn liebte und alles Große und Einzigartige ihm zutraute. Er gewann die Zuneigung der damaligen Kirchenleiter, die beschlossen, diesen Mann, der einst ihrer Kirche zu Ehre gereichen würde, zu befördern und zu ehren. Dann ernannten sie ihn nach fünf Jahren zum Pfarrer von Badenweiler, einem durch seine warmen Heilquellen bekannten Ort, und dann übertrugen sie ihm (1639) die Pfarrei des Dorfes Blansingen, das einen Wein besserer Qualität erzeugt. In seinem Lehramt liebte er volkstümliche und verständliche Ausdrücke, durch seine Gewissenhaftigkeit abgehalten von der Gewohnheit jener, die die Form der Predigt dem Geschmack des Jahrhunderts anpassen als Redner, die nach kurzen Zeiträumen immer wieder Neues bringen wollen. Er produzierte das, worüber er nachgedacht hatte, mit solcher Leichtigkeit, dass er auch Dunkles klar und deutlich machen konnte, so das es alle verstanden. Wenn er zur Besserung ermahnte, wenn er die Sünder schalt, wenn er gegen die Fehler und schlechten Sitten loszog, wenn er gegen die Verstockten das Schwert des göttlichen Wortes schwang, dann setzte er die ganze Kraft ein, um den Zorn des höchsten Gottes recht eindringlich hervorzuheben, zur Zeit oder zur Unzeit nach dem apostolischen Gebot zu ermahnen, die Gottlosigkeit, diese wilde Bestie, zu bekämpfen. Wenn er von der Kanzel zum Volke sprach, so waren seine Worte teils wuchtig und

streng, teils angenehm und fein. Manchmal flossen sie wie Honig aus seinem Munde, wenn er den Bußfertigen die sichere Hoffnung auf Vergebung wenn er die Schätze der göttlichen Gnade erschließen, wenn er durch Trostgründe die im Glauben Wankenden oder die über ihre Sünden trauernden Seelen festigen wollte. Manchmal grollte in seinen Worten der Donner, winterlicher Hagel prasselte nieder, und ein Bergstrom stürzte sich schäumend über Felsen herab, wenn es galt, überhandnehmende Laster anzugreifen, die Gottlosigkeit zu geißeln, die Frevler aus der Gemeinschaft der Guten und Unbescholtenen hinauszude weisen; wenn den Zuhörern klar zu machen war, von welchem Unwillen und – wie die heiligen Schriften es ausdrücken – von welchem Grimm Gott gegen die Gottlosen erfüllt ist. Er ließ sich auch nicht von seiner Strenge abbringen durch die Witze der schlechten, die den ernstesten und strengsten Sittenrichtern eine ländliche Unvernunft und eine bäuerliche, ja fast barbarische Tölpelhaftigkeit entgegensetzten, da sie lieber hätten, wenn man sie in öffentlichen Verfehlungen jeder Art gütig und glimpflich behandeln würde.

Dagegen entbrannte er in solcher Zuneigung zu den Guten, wenn solche, von Unfällen heimgesucht, die Hilfe ihres Arztes und Linderung durch große Gaben von Heilmitteln ersehnten, dass er alles tun, was gewöhnlich in solchen Fällen an Trost- und Linderungsmitteln angewendet wird, auch als seine Pflicht ansah, wohl wissend, dass die Christen gegenseitig durch größere Liebe verbunden seien, als in diesem kalten Zeitalter der Schöpfung die meisten, die den herrlichen Namen Christi tragen, nach täglicher Erfahrung einsehen.

Daher tadelte er jene Sitte, das man beim Wüten einer Seuche die Betroffenen Häuser verschloss, da er an mich am 11.11.1667 schrieb:

Hier sind wir alle in gleicher Lage, nämlich in völliger Hingabe an die göttliche Gnade oder seinen Ernst, da die Pest in der Nachbarschaft wütet. Bisher blieben wir verschont. In Lörrach, Binzen, Efringen und vor kurzem in Tannenkirch; an einzelnen Orten ist nur ein Haus davon berührt. Die Auggener, bei welchen die Pest sich auszubreiten scheint, sind abgesperrt und dürfen den Distrikt ihres Dorfes nicht verlassen. Gmelins Frau, die einige Tage schwer darnieder lag, ist wieder gesund. Es geschieht aus Vorsicht, das die, welche die Pest heftig angreift, von dem Verkehr mit den anderen ferngehalten werden; aber es ist klar, dass man zu viel Wert legt auf fleischliche Vorsichtsmaßregeln, unter

Vernachlässigung dessen, was mehr Sicherheit gibt. Mächtiger ist die Gewalt des Übels, als das man es auf solche Weise unschädlich machen könnte. Was dann geschehen wird, wenn die Pest – was jedoch Gott anwenden möge – sich weiter verbreitet; wenn die Seuche in ganze Häuser, hauptsächlich in die der Armen, eindringt; wenn niemand da ist, der dann Erquickung spendet, der den Kranken wenigstens Wasser bringt; Wenn alle Barmherzigkeit, die uns doch das Leben für die Brüder zu opfern gebietet, verbannt wird, das kann ein christliches Gemüt wohl ahnen. Dann werden wir die göttliche Barmherzigkeit und Hilfe vergessen, und wenn wir uns für ganz sicher halten, werden wir unsre eigenen Feinde und Gott verhasst. Doch das sollte ich lieber bei mir behalten.“

4. Gebhard als Hausvater und Pfarrer

An die Ehe dachte er nach Erlangung eines kirchlichen Amtes. Daher verheiratete er sich in Blaubeuren im Herzogtum Württemberg im November 1626 mit Anna Maria (der Tochter des Pfarrers Bernhard Brodhagius in Aschen in jenem Bezirk, die ihm Anna Holderin geboren hatte), einer glaubensstarken und frommen Frau, die mit hervorragenden Tugenden geschmückt war, der Gebhard immer mit unglaublicher Liebe und Verehrung anhing. Und sie verdiente es auch, weil sie ihren Mann so sehr achtete und ihm in so standhafter Treue verbunden war, dass sie ohne Bedenken Magddienste leistete, um durch Emsigkeit sich ebenso auszuzeichnen, wie durch Treue und Hingabe. Daher waren sie gegenseitig immer überzeugt, dass ihre Ehe immer ganz erfüllt von Frieden und Liebe war, und das sie nichts das ganze Leben hindurch beklagen konnten, als das der Mann nicht zugleich mit seiner Frau, dem Inbegriff aller weiblichen Tugenden, sterben durfte. Sie waren immer der klugen Ansicht, dass da nichts köstlicher und wichtiger ist im Leben als Eintracht und Ruhe, sie durch nichts anderes dem Bild der Gottheit und dem Besitz des höchsten Glückes näher kommen könnten. Diese Angenehme Verbindung dauerte 51 Jahre, und als sie selbst dem Ehegatten in die Ewigkeit voranging, da war der Überlebende von einem um so härteren Schläge getroffen, je heiliger und zärtlicher seine Zuneigung war. Niemals kam jene aus dem Herzen ihres Mannes; immer wünschte er ihr nachzufolgen, wenn es nicht Gottes Wille gewesen wäre, dass es selbst noch fernerhin ein Beispiel großer Geduld in den Trübsalen und wunderbarer Seelenruhe sein sollte.

Kinder hatte er im ganzen 16.

1. *Anna Elisabeth*, geboren in Durlach am 31.10 1627, verheiratet mit Johann Ritter.
2. *Maria Judith*, geboren in Durlach am 10.12. 1628, getraut mit M. Matthias Esenwein, damaligem Diakonus, dann später württembergischem Rat und prälat in Hirsau.
3. *Israel* geboren in Durlach am Jakobstag 1630, Instrumentenmacher und Bürger in Tübingen.
4. *Ludwig*, 30.04.1632 in Badenweiler geboren, gestorben in Basel.
5. *Katharina*, ebenfalls in Badenweiler geboren, am 15.08.1633, Gattin Samuel Brothagens, des Sausenburger Spezial-Superintendenten und Pfarrers in Schopfheim.
6. *Johannes*, zu Basel im April geboren 1635,

im Knabenalter gestorben. 7. *Jeremias*, geboren in Basel 15.09.1637, Pfarrer in Niedereggenen. 8. *Ludwig*, geboren in Blansingen, am letzten Februar 1640, Pfarrer in Münsingen in Württemberg. 9. 10. *Anna Maria* und *Magdalena*, Zwillinge, in Blansingen geboren am 13.02.1642, eine davon ist verheiratet mit dem Pfarrer Johann Jacob Haug in Wolfenweiler, die andere mit M. Joh. Friedrich Küffner, Pfarrer in Wollbach. 11. *Bernard*, geboren in Blansingen am 18.12.1643, Pfarrer in Feldberg 12. 13. *Johannes* und ein anderes Kind, das tot zur Welt kam, Zwillinge, geboren am 16.12.1645 in Blansingen, das erste Kind starb nach 8 Tagen. 14. *Johannes*, geboren in Blansingen, 02.02.1647, Pfarrer in Badenweiler. 15. *Paulus*, geboren in Blansingen, 06.06.1648, Pfarrer in Bischoffingen. 16. *Barbara*, am 31.05.1650 in Blansingen geboren, verheiratet mit dem Pfarrer M. Michael Deßler in Müllheim. Von diesen hat das erste Kind ihm 12 Enkel und einen Urenkel, das zweite 9 Enkel, 4 Urenkel, das dritte 10 Enkel, 1 Urenkel, das fünfte 22 Enkel, das siebte 11, das achte 8, das neunte 4, das elfte 7, das vierzehnte 7, das letzte 10 geschenkt.

Von diesen Kindern waren beim Tode des Vaters noch sechs am Leben. 80 Enkel sah er, 7 Urenkel; über diese Zahl freute er sich sehr und beglückwünschte er sich wegen dieses Vorzuges, der gewiss nur wenigen und durch Gottes Gnade gewährt wird. Kann man annehmen, dass ein so guter und frommer Gatte als Vater das Wohl seiner Kinder vernachlässigte? Wie ihm seine Kinder so lieb waren wie seine Augen, so hat auch niemand größere Mühe, Sorgfalt und Sorge auf die Erziehung der Kinder verwendet. Nicht das allein war sein Bestreben, dass er für die Zukunft sorgte und nach seinen eigenen Worten Bäume pflanzte, die einem späteren Zeitalter nützen könnten, sondern auf das war er vor allem bedacht, Das sie nicht durch die Zeitgebrechen angesteckt wurden, sondern mit guten Sitten ein unsträfliches Leben führten. Wenn ihm auch das noch geschenkt wurde, dass sie Nachkommen hatten, so hielt er das für ein besonderes Glück. Er ließ all seine Söhne studieren, damit sie einmal in den Dienst der Kirche treten könnten; nur für den ältesten, der nicht gut hörte und deswegen weniger befähigt zum Studium war, wählte der Vater einen praktischen Beruf und

ließ ihn die Zunft der Feinmechanik erlernen. Fünf Söhne – ein seltener Fall – sah er im kirchlichen Dienst.

Bei einem so reichen Kindersegen ist es nicht zu verwundern, dass er sehr viel Freude, aber auch viele Auslagen und Sorgen hatte. Zu jener ganzen Zeit, in der ihn die Erziehung der Kinder beschäftigte, wüteten die Flammen des unheilvollen Kriegs, der Deutschland dreißig Jahre lang schwächte und verheerte. Hier sträubt sich die Feder und der Seele widerstrebt es, all das Übel aufzuzählen, das schwer zu berichten ist und noch schwerer zu ertragen war, das hauptsächlich über die Geistlichen wie das wildeste Unwetter hereinbrach. Eine ungeheure Zahl Menschen hatte diese Wut hinweggerafft, durch Brand, Plünderung, Mord war alles verwirrt, erschöpft, verwüstet und zerstört. Damals war kein Weg sicher vor Hinterhalten, fast kein Tag frei von Lebensgefahr. Unser Freund musste in diesen harten und gefährlichen Zeiten die Pfarrei Badenweiler versehen und zeitgleich alle übrigen Gemeinden jener Gegend. Durch diese übermäßige Arbeit und unter der täglichen Bedrohung seines Lebens war er nicht imstande, seine in Basel weilende und hungernde Familie ehrlich und recht zu erhalten. Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben, er habe sich einen Esel angeschafft, der seine geringe Habe und seine zarten Kindlein, so oft bei einem feindlichen Einfall das Heil in der Flucht gesucht werden musste, aus der Gefahr hinwegtrug. Diesen habe er anstelle eines Knechtes vor sich hergetrieben, häufig sei er von nichtsnutzigen Menschen, besonders von den Anhängern des römischen Aberglaubens, der damals überall triumphierte, mit Grinsen und Lachen begrüßt worden. Aber jener erhielt das Ertragen dieser Widerwärtigkeit nicht nur für selbstverständlich, sondern er war bereit, noch schwerere um der Wahrheit willen zu ertragen.

Härter war das Geschick des Mannes insofern, als er den größeren Teil seiner Kinder, einige durch Unfälle, andere zwar durch einen natürlichen Tod, aber schon im vorgeschrittenem Alter, noch bei seinen Lebzeiten verlor, begrub, beweinte. Um nichts von dem älteren Ludwig zu sagen, der im Knabenalter starb, und über den sowie seinen Bruder der Vater in einem Briefe schrieb: „Ich habe zwei, die Gott sich nahm, da zu ihrer Erziehung wegen der Ungunst der Zeit und der Dürftigkeit der häuslichen Verhältnisse alle väterliche Sorge nichts genutzt hätte“; ich will auch nichts von den späteren Zwillingen sagen, da ja meist die Tage solcher kurz sind; aber von welchem Schmerz muss wohl Gebhard erschüttert

und gemartert worden sein, als seinen Johannes, der im hochgehenden Rhein ein Bad nahm, die Gewalt des Wassers hinunterzog und erstickte. Als er die Katharina, den Ludwig, die Anna Maria, den später geborenen Johannes, den Paul, alle in blühenden Alter, alle schon in öffentlichen Diensten erprobt, alle verheiratet in ehrbarer und fruchtbarer Ehe, im Greisenalter, dessen trübe Tage ihm die seinen durch ihre freudigen Erlebnisse erheiterten, mit Seufzen, mit Weinen, im Trauergewand hinaustrug und dem Schoß der Erde übergeben musste. Das war wohl herb und schmerzlich. Wenn manche dies als ein offenbares und selbst durch Sünden verschuldetes Unglück ansehen, so haben wir, die wir tiefer blicken, eine andere Meinung darüber.

Ich komme nun zu einem Erlebnis, das allen Schmerz übertraf und trauriger war als alle seelischen Leiden. Er hatte seine jüngste Tochter – die jüngsten Kinder pflegen wir ja am meisten zu lieben – in seinem kritischen Alter (63 Jahre), Dem Michael Deßler von Breslau zur Frau gegeben, einem rechten Theologen und frommen und rechtschaffenen Mann. Dieser diente als Diakonus seines Verwandten, des Samuel Brodhag, der Kirche in Schopfheim, aber bald darauf, da man seine Tüchtigkeit erkannte, wurde er an die Kirche zu hl. Trinität in Durlach berufen, und später erhielt er durch die Gunst der Kirche das Pfarramt in dem ansehnlichen Flecken Müllheim. Aber durch das Kriegselend wurde er gezwungen, mit seiner Familie, die schon 12 Köpfe zählte, nach Basel zu fliehen und dort durch die Hoffnung auf den künftigen Frieden das durch Krankheit niedergedrückte Gemüt aufzurichten. Als nun zu Nimwegen der Friede geschlossen war, wollte er auf dem Rhein zu seiner Gemeinde zurückkehren, mit dem Schiff nach Neuenburg fahrend (einer Stadt, die nur ein oder zwei Kilometer von Müllheim entfernt ist). Doch, oh unbegreifliche Fügung Gottes, der Nachen, auf dem er fuhr, wurde zwischen Rheinweiler Bamlach leck, er ertrank mit seiner Gattin, zwei Söhnen und zwei Töchtern, und sein Leichnam sowie die seiner Töchter wurden niemals gefunden. (28.02.1679) Noch immer haben meine Augen nicht aufgehört, Tränen zu vergießen, über Dich, mein Deßler, den ich wie mich selbst geliebt hatte, den Gott und alle Guten geliebt hatte. Welch ein trauriges und unerwartetes Ende mit dem ganzen Stamm! Wie mag dem Greis, der dem 80. Lebensjahre sich näherte, zumute gewesen sein, als er die Todesbotschaft erhielt! Konnten seine vor Schrecken zitternden Knie noch stehe, als er vernommen hatte, das auf einmal sein Schwiegersohn, seine Tochter,

seine Enkel und Enkelinnen, der Trost seiner grauen Haare, durch die mitleidlosen Wellen weggerissen, vernichtet, zerstört wurden? Was tat Gebhard? Er vernahm die Todesstunde. Nun denkt doch jeder, das Tiberius kein menschliches Empfinden hatte, als er den Priamus glücklich pries, weil er allein von den Seinen am Leben blieb. Aber Gebhard vergaß nicht jene Standhaftigkeit, die er in seinem ungebeugten Sinn bewahrte. Er war so gefasst, das nichts uns gegen den Willen Gottes treffen könne, und das Fahnenflüchtigen gleich zu achte sind die unwillig dahin folgen, wohin er uns führt. Er unterwarf also seinen Willen dem göttlichen, seinem Ratschluss fügte er sich, der zwar manchmal bedrückend aber immer gerecht ist, ja er war bereit, noch Schwereres zu ertragen, wenn er Gottes Wille wäre.

Er schrieb an mich: „Des Herren Hand ist über mich ausgegangen. Wein: >Ach! Ach! < Wein: > o Gott, o Gott< muss es fast allein ausmachen, was von mir und aus mir gehört mag werden. Wollte es nicht genug sein an diesem harten Stoß, der mich auf Gott und sein Gericht bis in den Tod unaufhörlich aussehend machen wird; ach, so mache, so halte er mich bereit, nach seinem heiligen Rat und Willen auch fernem Leiden getrost entgegen kommen. Bin und bleibe indes auch gnädigster Auflösung verlangend und stündlich erwartend.

In so großen dauernden Kriegsunruhen, in solcher Schwierigkeit, für den Unterhalt der Familie zu sorgen, in jener allgemeinen Bettelarmut, widmete er sich doch noch dem Studium und der Lektüre der besten Bücher, nicht anders, als wenn er auf der Universität wäre. Weder durch den Lärm der Tag und Nacht tobenden Soldaten, noch durch die Nachtwache, die unaufhörlich zum Erwerb des täglichen Brotes notwendig waren, sowohl im Sommer als im Winter, oder durch die Klagen der weinenden und schreienden Kinder und Kranken konnte er der Pflege der Wissenschaft abgehalten werden. Wenn man viele Pfarrer, besonders auf dem Lande, die den ganzen Sommer hindurch den Grillen gleich, durch Feld und Wald rennen, den Winter aber mit trägen schlafen verbringen, an ihre Pflicht erinnert, geben sie vor, sie hätten keine Zeit zum Bücher lesen oder zu einem Nebenerwerb, da sie alle ihre Tage verwenden müssten, um ihre Kinder zu erhalten und den ganzen Gehalt, der ja so mager und gering sei, zur Ernährung der Familie brauchten. Diese unverbesserlichen Tagediebe beschämte und widerlegte Gebhard durch sein Beispiel so sehr, dass er mitten im

Kriegssturm, ja einem über Armut hinausgehenden Mandel, doch aus geschenkten Büchern sein Wissen erweiterte. Er hatte einen beweglichen Geist, geschickt, auf allen Wissensgebieten Kenntnisse zu sammeln, und seine Urteilskraft die fast göttlich zu nennen ist. Er las viel und war im Forschen im Nachdenken von eiserner Ausdauer; dazu besaß er ein gutes und treues Gedächtnis. Durch diese trefflichen Hilfsmittel wissenschaftlicher Fortbildung erwarb er sich einen ungeheuren und sozusagen unschätzbaren inneren Reichtum, obwohl er ganz anspruchslos auftrat. Denn er war so bescheiden und genügsam, dass man kaum ein besseres Beispiel finden kann. Seine große allgemeine und theologische Bildung verwendete er nicht zur Unterhaltung oder zur leeren Prahlerei, sondern ganz und gar zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Kirche. Daher hat er nach seinem bescheidenen Sinn die Ergebnisse seine Studien nicht veröffentlicht; was er aber aufzeichnete (es sind größtenteils homiletische Arbeiten zur Darstellung und Auslegung des Sinnes der heiligen Schrift, die, wenn sie gedruckt würden, nicht den gelehrtesten dieser Art nachstünden), das hat er so geheim gehalten und verborgen, das er keineswegs an eine Veröffentlichung dachte. Was er aber privatim, auf Bitten der Freunde, oder an die Seinen bei entstandenen religiösen Zweifeln zu ihrer Belehrung schrieb, zeigt eine ungemeine Schärfe des Geistes und ist in solchem Stil abgefasst, dass man es mit nicht geringem Vergnügen liest. Die lateinische Sprache beherrschte er so gut, dass man glauben könnte, dieser Barbar (so nannten ja meist die Italiener uns Deutsche) habe mit Julius Cäsar und Cicero gelebt, und ich wage es nicht unüberlegt zu behaupten, dass mit ihm nur wenige sogar unter den großen Theologen, was die elegante Ausdrucksweise betrifft, verglichen werden können.

Doch redete er nicht nur richtig und schön, sondern er handelte auch richtig und löblich. Wie er jenes mit vielen gemein hatte, die durch das Studium der beredeten Autoren selbst guten Ausdruck sich aneigneten, so fand Gebhard in dieser zweiten Tugend sehr wenig Nachfolger. Denn er verlangte, dass jeder lehren und im Leben ausführen muss, was er in seinen Lehren fordert, u.a. war er überzeugt, dass die Menschen richtiger durch Beispiele als durch Worte erzogen werden. Was nützen denn viel die höchsten Kenntnisse, was die Gewandtheit der Rede, wenn keine rechten, guten Sitten damit verbunden sind, und das Leben nicht mit der Lehre übereinstimmt? „Es ist bei weitem besser“, sagte einmal

jemand, „wenn einer von zwei Unvollkommen eine heilige Unbildung besitzt als eine sündige Bildung.“ Wozu er die anderen ermahnte, das machte er ihnen vor durch sein Beispiel; war etwas zu meiden, so wurde er nie bei einer Sache ertappt, von der er andere abhielt. Er ertrug solche nicht, die über christliches Leben disputierten und dabei zuerst abwichen von dem, was sie in der Theorie verteidigten, und es betrübte ihn, wenn er von einem hörte, er sei von der heiligen Stätte weg zu Ausschweifungen geeilt, so das sein Leben und seine Sitten sofort seiner Lehre widersprachen. Das war immer die Weisheit dieses Theologen, das war bis zum Tod, ja beinahe im Tod selbst, sein Bestreben und sein Tun. Niemals besuchte ihn jemand, mit dem er nicht ein Gespräch angefangen hätte über die Schönheit der Sittlichkeit, über die Verbesserung des christlichen Lebens, über die Hässlichkeit der Sünden. Auch wer ungern seine Ausführungen anhörte und bei anderen über den grämlichen Alten spottete, trug doch eine Furcht vor Gott, zu den Pflichten des Lebens durch plötzlichen Eifer entbrannt, mit hinweg. Andere, die seine Frömmigkeit bewunderten, gingen immer besser und zu einem ehrenhaften Leben entschlossener von ihm.

Der Leser sieht ein, wie groß unsres Gebhards Frömmigkeit, seine Ehrfurcht gegen Gott und das göttliche Gesetz war. Denn er war bestrebt, dass seine Lehre und sein Leben miteinander harmonierten und das er nicht andern etwas gebiete, was er nicht selbst zuvor als fest und gültig anerkannt habe, und das er, um es zusammen zu fassen, so dachte: entweder soll einer in der Kirche nicht lehren, oder er muss zuerst daheim durch sein Leben lehren; ist wohl einer, der nicht gehorsam gegen Gott ist, geneigt und bereit zum Dienst an seinem Nächsten.? Das sahen alle, die ihn genauer kannten, dass er durch Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit nicht nur viele andere, sondern sozusagen sich selbst übertraf. Wer ihm dieses Lob rauben wollte, der müsste entweder die Tugend verachten oder töricht sein und krank, ja sogar gottlos und nichtsnutzig. Er lebte ganz in Gott, vor ihn brachte er seine Sitten, vor ihm seine Seufzer, vor ihm seine Wünsche beharrlich und demütig. Ihm befahl er das Wohl der Kirche, ihm die Röte des Vaterlands, ihm das Leben seines Fürsten, ihm das Glück seiner Freunde mit heißem Flehen. Gottlose und solche, die ohne Ehrfurcht über Gott, die Religion, das Gewissen sprachen, würdigte er keines Blickes. Von keiner Sorte von Menschen hielt er sich mit so hartnäckiger Abneigung fern und verwünschte sie mit harten Worten, wie von denen,

die unehrerbietig von dem Lenker der Welt redeten oder unter der heuchlerischen Maske der Frömmigkeit ihren weltlichen Sinn zu verbergen suchten. Und wie konnte ein Mann anders, dessen Herz rein war, der immer den ewigen Gott verehrte?

Es war in seiner Gemeinde ein gewisser Mezentius, ein Atheist, ein so maßlos eingebildeter Mensch, dass er mit Stolz selbst, sofern dieser sich über ihn stellen würde, Krieg geführt hätte. Diesem kam es nicht darauf an, die Gebote, die jedem heilig sein müssen, mit Füßen zu treten, sich seinem hitzigen Sinn ganz zu überlassen, gegen alles Weltliche und Heilige loszuziehen, es zu verachten, darüber zu spotten, die göttliche Ordnung seinem eigenen Gutdünken, seinen lächerlichen Gedanken zu unterwerfen, nach dem Besitz der rechtschaffenen Leuten, ja selbst seines Sohnes habgierig zu trachten. Da Gebhard diese Schändlichkeiten nicht durch sein Schweigen billigen konnte, da er dieses Ungeheuer nicht als ein Beispiel der Gerechtigkeit und Großmut loben wollte, o all ihr Götter und Göttinnen, welche Wut, welche Furien hat der Mann, der nicht lügen und heucheln konnte, gegen sich entfesselt! Es fehlte auch nicht ein Pfarrer mit ähnlicher Gesinnung, dessen heuchlerisches Leben, das er von Amts wegen zu prüfen hatte und das mit dem Gesetz Christi nicht übereinstimmte, er in den Himmel zu erheben und dessen Verkehrtheit mit der Decke der Täuschung zu verhüllen, er rundweg ablehnte. Dieser – wie es ja bei derartigen Leuten, wenn sie vom Zorn entflammt sind, der Fall zu sein pflegt – wandte sich gegen seinen schuldlosen Vorgesetzten, tobte, kehrte das das unterste zu oberst und häufte auf diesen so unbescholtenen Namen ohne Maß und Ziel allen Schmutz, den nur Grimm und Ärger ausspeien können. Manchmal sogar lassen sich Geistliche gegen ihresgleichen zu solcher Wut fortreißen – man möchte darüber weinen – das sie aus giftigem Munde Schimpfworte herausschleudern, die mehr zu verabscheuen sind, als diejenigen, die aus den giftigen Sümpfen des Uverner Sees die ganze Schar der Furien aufwühlen kann. Gebhards Sinn blieb unbewegt bei alledem; denn sein reines, unbeflecktes Gewissen war so weit entfernt, sich wahren Ruhm erwarb, denn wer solchen Kehrbesen, bis zur Schande der Menschheit und zum Abscheu der Gutgesinnten leben, missfällt, der muss offenbar sich selbst umso mehr gefallen. Und man darf nicht so schlecht von unserem Volke denken, dass man glauben dürfte, die Leute hätten diesen schändliche Lügen, deren Urheber das Geschick zudem sofort gestraft hat, Glauben

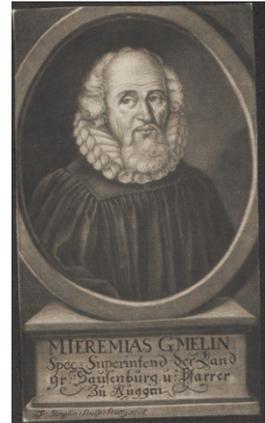
geschenkt; nur solche, die mit der gleichen Krankheit behaftet oder geistig unheilbar abnorm waren, haben darauf gehört. Wie er aber das ihm zugefügte Unrecht nicht nur hinunterschluckte, sondern immer auch mit wackerem Mut verdaute, so hat er nie jemanden mit Vorsatz beleidigt oder verletzt, und wenn andere ihm gegenüber dies taten, so hat er sich nie gerächt, sondern – was das höchste und sozusagen göttlich ist – er hat aus freien Stücken, ohne dass jemand ihn dazu ermahnte oder antrieb, alle Gelegenheiten aufgesucht, zu vergeben. Denn er erinnerte sich daran, es zieme einem edlen und christlichen Geist, das Unrecht zu verzeihen, da die Freundschaften ewig, die Feindschaften vorübergehend sein sollten. Wie könnte auch ein Mann jemanden Beschwerden bereiten, der von Natur herrliche Sitten mitbekam und zur Menschlichkeit, zu einer verborgenen Vornehmheit, zur Freundlichkeit wie geschaffen war; in dessen Blick Güte, in dessen Worten Edelmut, in dessen Familienleben die Liebe selbst wohnte. Und er täuschte diese Tugenden nicht vor, auch brüstete er sich nicht damit. Denn Verstellung und Heuchelei, die Pforten der Hölle, verabscheute er; er liebte die reine, nackte Wahrheit, so wie sie ist. Diese Tugenden machten den einfachen und lauterer Mann allen lieb und achtungswert. Denn Gebhards Gelehrsamkeit verband ihm die Gelehrten, seine Freigiebigkeit und Wohltätigkeit das Volk, seine Freundlichkeit und der helle Schein seiner guten Gesinnung die Freunde. Das war gleichsam sein besonderer Besitz. Denn je mehr einer durch Gelehrsamkeit und Weisheit andere überragt, umso weniger Liebe pflegt ihm zuteil zu werden, da er durch Stolz und Zurückhaltung oder durch Unnahbarkeit und Schroffheit andere abstößt. Jener aber konnte sich jedem, der zu ihm kam, so anpassen, dass er durch seine Leutseligkeit und seine Bescheidenheit alle Herzen gewann. Er wusste, dass Prahlerei den Verdacht der Lüge erweckt, und das die rechte Ehre mehr in der Gesinnung, als im Ansehen liegt. Daher wollte er von Pracht und Pomp nichts wissen und konnte die am wenigsten leiden, die nach der Weise des Üsopischen Froschs aufgeblasen im Sumpf sich über andere erheben, die andere als ungelehrte Menschenkinder hochmütig verachten, die nicht mit ihnen verkehren könnten. Wie hätte er auch anders können, da in ihm ein so rechtlicher und ehrenhafter Sinn, ebenso fern von allem Dünkel als von niedriger Schmeichelei, wohnte? Es wird ja auch niemand über alle richtig urteilen und Gutes von ihnen reden, wenn er nicht selbst die beste Gesinnung hat.

In seinem Familienleben verhielt er sich so, dass nicht weichliches Nachgeben seine Autorität untergrub, dass aber andererseits auch seine Autorität zur herben und stoischen Kälte erstarrte; er gebrauchte immer bei seinen Äußerungen über das Leben anderer Willigkeit und Mäßigung. Was an anderen herrlich, recht und ausgezeichnet war, lobte er freiwillig, so dass es ihm auch schwer wurde, gegen einen, der seinen Posten schlecht ausgefüllt oder die auf ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht hatte, streng vorzugehen. Er hatte gelernt, mehr sein eigenes Leben als das der anderen zu kritisieren, wie Hieronymus anrät. Ich erinnere mich, dass er, wenn die Rede auf anderer Fehler kam, die Irrtümer aus Torheit nur mit einer Kopfbewegung oder einem Seufzer tadelte. Schandtaten aber und große Verbrechen beweinte er mit großem Schmerz.

5. Im Freundeskreis

Obwohl er fern von aller Anmaßung war, konnte er doch nicht im Dunkel bleiben. Er hatte einige Freunde in der Heimat, deren Treue, Redlichkeit und Rechtschaffenheit er vor anderen erprobt hatte: Johannes Machtolph (Pfarrer und Superintendent an der Hauptkirche in Durlach), Johannes Fecht, mein Vater (der die Kirche der Hochberger Herrschaft leitete und Pfarrer in Sulzberg war. Er starb im 65. Lebensjahre am 10. Februar 1672),

Jeremias Gmelin [geb. 1613 gest. 1698] (von Nebenhausen in Württemberg, der noch heute, so Gott will, noch bis ins Höchste Alter, als Superintendent, unserer Kirche zum Segen und zur Ehre dient), Paul Föckler (einst Pfarrer in Ötlingen in der Herrschaft Röteln und Camerarius jenes Kapitels, ein Mann von alten Schrot und Korn), Sebastian Fels (heute Pfarrer in der Reichsstadt Lindau, die wie er einst als mein Studiengenosse in Straßburg, so später in Sulzberg und Lörrach, wo er im Pfarrdienst die Kirche der Markgrafschaft, und noch vor kürzerer Zeit, als der Krieg die am Rhein liegenden Gegenden heimsuchte, in Basel, wo er den höchsten Hof durch seine ausgezeichneten Dienste sich verpflichtete, mein Freund war und es jetzt noch ist, über den ebenso wahr und offen Gebhard an Nicolaus Fendius, damals Senior in Lindau, 15.12.1670 schrieb: „Aus Eurem Lindau sind in die Markgrafschaft innerhalb weniger Jahre hochbegabte kenntnisreiche Männer gekommen, deren Treue und Arbeitskraft wir erprobt und als segensreich erkannt haben. Dazu rechne ich in erster Linie den Sebastian Fels, Paten, Freund und Bruder in Christo, mir vor allem liebens- und achtungswert. Ob man nun an seine Gelehrsamkeit oder an seine gründliche theologische Bildung denkt, oder an die Lauterkeit seines Lebens, wie sie einem Theologen ansteht, oder an seine unermüdliche Amtstreue oder an seinen mit Mäßigung verbundenen Eifer im Kampf gegen die Gottlosigkeit, so wird man alles das mittlere Maß weit übertreffend finden. Daher ist es auch geschehen, dass wir vermuten, die Gaben dieses trefflichen Mannes würden nicht lange uns nützen, er würde höher hinaus wollen und lieber seiner Vaterstadt als einer unserer Gemeinden dienen wollen“), und noch manche andere, die ich nicht alle aufzählen will. Diese habe ich deshalb mit ihren Namen



angeführt, weil Gebhard selbst in einem Brief an Zeller schrieb, sie seien unter den Pfarrern ihm am engsten verbunden und die besten und redlichsten, und er fügte hinzu: „Ich weiß nicht, ob ich, wenn sie mir blutsverwandt wären, mich mehr auf sie verlassen könnte.“ Diesen Freunden und besonders dem Gmelin, seinem Landsmann, den er seine treue Seele nennt, der allen anderen und den Gebhard selbst überlebte, mit großem Verdienst um die Kirche, dessen Geist und Wandel ihm über die Maßen imponierte, offenbarte er ohne irgendeinen Vorbehalt sein ganzes Herz, diesen vertraute er seinen Kummer, mit diesen teilte er Glück und Leid und hatte nichts anderes im Sinn oder auf der Zunge nach der Weise derer, die durch Blick, Wort und Gebärden Freundschaft heucheln, aber im Herzen Hinterlist und Falschheit bergen. Die solches getan hatten, dünkten ihn verächtlicher als Schlange und Hund.

Auch in seiner Heimat hörten nicht auf, den Gebhard zu lieben und dachten daran, ihn für ihr Land zu gewinnen, die Männer, die mit ihm studierten und die Vielseitigkeit seines Geistes oder seiner großen Gelehrsamkeit oder seiner Gewandtheit in den Dienstgeschäften sich ins Gedächtnis zurückriefen. Besonders Christoph Zeller und des großen Jacobus schon damals nicht weniger Sohn Jo. Valentin Andreae haben ihn in der Zeit, da wir hier von unzähligen, unerhörten Kriegsnöten bedrängt wurden, zur Rückkehr in das Herzogtum in mehrenden Briefen dringend und ernstlich eingeladen, und um sich den Vater zu verpflichten, haben sie dem einen und dem anderen Sohn Stipendien zugewendet. Zwar war in Gebhard die Liebe zur Heimat nicht erloschen, nach der wir uns dann am meiste sehnen, wenn wir in fremden Landen die Ungunst des Schicksals erfahren, Trübsal leiden und uns eine Hoffnung eines günstigeren Loses im Vaterland aufleuchtet. Aber höher stand ihm, dem König und Vater, alle seine Sorgen vorzutragen. Sieh und betrachte, wie bescheiden, wie überlegt, wie fromm er denen geantwortet hat, die ihm eine Gelegenheit gezeigt hatten, aus großen, täglichen Drangsalen herauszukommen und zu höheren und einträglicheren Würden zu gelangen, eine Gelegenheit, die viele mit beiden Händen als himmlische Gabe ergriffen hätten. „Allerlei Gedanken kommen mir“, schreibt er (09.04.1646) „wenn ich mir überlege, was in der Sache, wegen der du mir hauptsächlich geschrieben hast, zu tun ist. Ich sehe, wie zweifelhaft der Ausgang ist, den eine Verbringung des Vermögens an einen so weit entfernten Ort nehmen würde, ich denke an meine zahlreiche Familie, ich denke daran, dass die Kriegsstürme noch

anhalten und der Frieden noch nicht wieder hergestellt ist. Aber unter Hintansetzung solcher Überlegungen, die ich auf eine günstigere Zeit verschieben will, denke ich vor allen daran, was mir Beruf und Gewissen vorschreiben. Von seinem Posten darf man nicht weichen auf eigene Faust; das hat sein Gewicht, Dass es beschwerlich ist oder war, dies oder jenes ertragen zu müssen, nicht würdig behandelt oder dem Hasse dieses oder jenes Menschen ausgesetzt zu werden, das alles kommt nicht in Betracht, wenn nicht eine Berufung die andere aufhebt. Das muss ich überlegen, was ich der Kirche, der ich diene, was ich mir und meiner Familie und anderen Menschen schuldig bin. Der Kirche, der ich diene, bin ich so lang Treue schuldig, die meiner Berufung entspricht, bis ich durch erlaubte Mittel davon befreit werde. Mir bin ich's schuldig, dass ich ein gutes Gewissen behalte gegen jedermann. Meiner Familie, dass ich für den notwendigen und ehrlichen Lebensunterhalt Sorge, wobei mir zu einer passenden Lebensstellung meiner Söhne nichts geeigneter erscheint, als wenn ich die Söhne, die mir nach Gottes Rat am Leben bleiben, nach dem Beispiel des Vaters und der Vorfahren nach Kräften mich bemühe, studieren zu lassen. Allen anderen schuldige ich meine Liebe und jeden Dienst. Wenn aber die Markgrafschaft und Württemberg sich streiten: dieses ist mein Vaterland und hat mir, nächst Gott, das Leben gegeben und die Ausbildung für einen mittleren Beruf. Jenes ist zwar nicht ganz ohne Schuld stiefmütterliche Liebe, aber es ist gewissermaßen mein Vaterland geworden, da mein Erlöser gewollt hat, dass ich 20 Jahre lang dort im Dienst gestanden habe, aus vielen Übeln gerettet, am Leben blieb und einer großen Familie mich erfreue. Für das übrige Leben übergebe ich der Vorsehung Gottes mich und die Meinigen, ihn anflehend, meinen guten Gedanken gnädig zu sein, wenn er aber es anders wolle, es nach seinem Rat hinauszuführen und mich zu stärken.“

6. Der Röttler Superintendent

Gottes Ratschluss verhütete es, dass dieser Mann unserer Kirche verloren ging, den wir zu uns hätten heranziehen müssen, wenn er irgendwo in der Verborgenheit gelebt hätte. Daher wurde er im November des Jahres 1654 nach Röteln berufen, wo er bis zu seinem Lebensende auch die dazu gehörigen Gemeinden leitete.

Hier eröffnete sich ihm ein neues Feld für seine Tüchtigkeit. Er wusste, dass ihm neben seinem Lehramt auch das Wächteramt über den Glauben anvertraut war. Alles hatte er eifrig im Auge und gab sich bei seinen Geschäften so große Mühe, dass keine Stunde frei war, in der er nicht sein Hirtenamt ausübte, dass er die Last, die er auf seine Schultern genommen hatte, durch keine körperliche Schwäche niederlegen wollte. Denn er war überzeugt, dass er das alles nicht für sich oder für sein Amt, das Treue, Sorge, unermüdliche Arbeit, fortwährende Nachtwachen erfordere, sondern für Gott leiste. Als dessen Haushalter fühlte er sich. Ihm als seinem Herrn und Auftraggeber müsse er einst für seine Amtsführung Rechenschaft ablegen. Wachsamkeit verlangt das Bischofsamt: Tag und Nacht war er auf der Hut, ob nicht verderben komme über die Herde, dass nicht Wölfe eindringen, nicht Diebe sich einschlichen, dass er das ihm anvertraute Wächteramt nicht nachlässig treibe. Klugheit sucht man bei einem Vorsteher? Es war nicht nötig, die Schlangen zu vertreiben, den Geist zu schulen und was die Beispiele der klugen Männer und die Vorschriften der Weisen forderten, durch lange Arbeit zu erforschen. Er hatte schon einen schlagfertigen Geist und ein reifes Urteil und gewandte Redeweise, um die verwickelten Angelegenheiten zu schlichten und zu ordnen. Denn er packte ohne Zögern die Hauptsache der Geschäfte und Streitfragen an und führte sie ohne Verdruss zu ende. Nüchtern und genügsam muss ein Pfarrer und Superintendent sein? Er war ein wenig zufrieden, niemand neidete er sein größeres Vermögen. Vor der Trunksucht, einem leider unter den Geistlichen viel verbreiteten Laster, der Mutter der verschiedensten Ausschreitungen, hat er sich immer streng gehütet, da er wohl wusste, dass davon die Gesundheit des Leibes und der Seele abhängt. Obwohl er durchaus nicht verschwenderisch lebte, traf ihn das los, das er mit den meisten Gelehrten teilte, dass er, da Gott ihm eine zahlreiche Familie schenkte, für die er, so gut er es vermochte, sorgte, von der wilden Soldateska öfters aller Güter beraubt, den Seinen an Stelle von

Gold und Silber einen guten Namen und eine ehrenhafte Armut hinterließ, meist die Schwester der guten Gesinnung. Freigebigkeit lobst du an einem Pfarrer? Durch ständige Tugendübung, durch Opferwilligkeit gegenüber seinen Freunden, durch Mildtätigkeit gegen Bedürftige, durch Gastfreundschaft gegen Fremde und durch die Kosten der, wenn auch bescheidenen, Unterhaltung seiner Familie verbrauchte er seine Einkünfte. Der Habsucht, dem sprichwörtlich gewordenen Standeslaster der Geistlichen und Schimpflichem Erwerb war er durchaus feind. Er schädigte nicht seine Nächsten mit Wucher, er hielt nicht Frucht und Getreide zurück, um sie bei Teuerung zu verkaufen, die ihm anvertrauten Ämter missbrauchte er nicht dazu, sich zu bereichern, auch durch freche Zudringlichkeit schaffte er niemand Beschwerden, sondern in all diesen Dingen hatte er eine königliche Besinnung, immer nur bestrebt, ein gutes Gewissen zu behalten und ein frommes Leben zu führen; er sprach es manchmal aus: er könne nicht zu gleicher Zeit seinen Fleiß und seine Sorgen beim Bibelstudium und dem Sammeln von Reichtümern widmen.

Würde und Ernst sucht man bei einem Theologen? Herzhafte und wohlüberlegte Reden, gewählte Worte, gewichtige und beweiskräftige Gründe liebte er sehr. Schein und allen hohlen Prunk verschmähte er in angeborener Ernsthaftigkeit, Leichtsinn und nichtiges Geschwätz hasste er. Die Pflicht zog er dem Vergnügen, ernst der Heiterkeit vor, da er selbst von Natur ernst war. Fleiß verlangst Du? Von seiner unermüdlichen Tätigkeit reden die Alten unserer Kirche zum ewigen Andenken. Niemand hielt mehr als er die Zeit zu Rat, der immer mit Arbeiten überhäuft war, und seine Mußestunden, die andere mit unnützen Kram vergeuden, verwandte er nur zu würdigen Beschäftigungen, außer wenn die Freunde von ihm einen Dienst verlangten. Erfahrung und Hilfsbereitschaft braucht ein Kirchenleiter: Kein Fall kam ihm unerwartet und unbekannt, aus langer Übung konnte ihm nichts verborgen sein, durch seine Geistesklarheit überwand er alle Schwierigkeiten, so das er dazu geboren schien, zweifelhafte Fragen zu lösen. Und nichts war dem zu allen Dienstleistungen stets bereiten Mann ärgerlicher, als wenn die ihm anvertraute Personen Bedenken trugen, seinen Eifer in Anspruch zu nehmen, so oft sie wollten oder es für nötig hielten, denn er glaubte mit Recht, das es einem Christen zustehe, einem jeden das Innerste seiner Gedanken mitzuteilen und sein Herz zu erschließen. So oft er nach alter Sitte die Kirchen auf dem Lande besuchte, um zu erfahren, mit welcher Treue, mit welchem Eifer, mit

welchem Segen für die Zuhörer die einzelnen Gemeindepfarrer ihr Amt ausübten, was für Fortschritte sie machten in ihren Studien durch die tägliche Lektüre guter Schriftsteller und ihren Predigten, um ihre Herden zu unterrichten und durch ihr Vorbild zu bessern: euch, die ihr noch lebt, ihr heiligen, von Gott eingesetzten Wächter, frage ich, mit welchem Eifer, mit welcher Geistesfrische und mit welcher Energie hat er diese Aufgabe erfüllt? Wie hat er die einzelnen ernstlich ermahnt, dass sie durch ihre Lehre und ihr Leben Gott und dem Fürsten treu dienen, und wie dringend hat er sie bei der göttlichen Gnade beschworen. Die undankbarsten der Sterblichen seid ihr, wenn ihr nicht die heilige Arbeit des Mannes, die er für euch, für eure Kirche tat, immer in ehrendem Gedächtnis behaltet. Unwürdig wär's, wenn in euren Herzen die Sorge vergessen würde, da er über eure Seelen so gewissenhaft wachte. Eine Sünde wäre es, wenn aus der Erinnerung eurer Gemeinden schwinden würde seine Bemühung, weil er mit aller Kraft dahin strebte, sie in jeder Hinsicht glücklich, blühend und unsterblich zu machen.

Seitdem unsere Gemeinden aus der Dunkelheit des Papsttums zum Lichte gelangten, wurde auf den heilsamen Rat der Reformatoren bestimmt, und bis auf unsere Zeit in ununterbrochener Ordnung fortgeführt, dass in allen Diözesen feierliche Pfarrkonferenzen gehalten wurden, die wir mit dem alten Namen Synoden bezeichnen. Den Vorsitz darin hat das Haupt aller anderen, der Superintendent. Wenn die Pfarrer nach persönlicher Einladung an dem für das Konzil bestimmten Ort eingetroffen sind, so wird gewöhnlich zuerst in der Kirche ein Gottesdienst gehalten nach evangelischer Sitte, und durch gemeinsamen Genuss des Leibes und Blutes Christi verbinden sich ihre Seelen wie durch ein festes Band. Dann geht man in den Versammlungssaal, setzt sich nach bestimmter Ordnung, behandelt den zur Disputation vorgeschlagenen Lehrsatz und sucht durch Angriff und Verteidigung die Wahrheit gründlich zu beweisen. Wer in dieser Versammlung die zur Besprechung aufgestellte These tapfer verteidigen oder sie durch geistvolle Einwände bestreiten oder auch durch andere Äußerungen Verstand offenbaren, seine Beredsamkeit zeigen und, um es zusammen zu fassen, seine Ansicht tapfer, gewandt, hartnäckig, überlegen zu führen versteht, der wird bis zum Himmel erhoben, der wird durch allgemeinen Beifall gelobt, der wird mit Zustimmung aller vor den anderen für würdig erklärt, dass ihm später höhere Ehren und Würden zuteilwerden. Aber die, welche dem trägen Vieh und den Drohnen gleich,

ihre Zeit verträdeln durch Ausschweifungen, Bequemlichkeit, Müßiggang, Faulheit, Nichtstun; die, was sie auf Schulen einst gelernt haben, wieder vergessen, da sie nur auf ihr eigenes Behagen bedacht und nur mit dem Bau ihrer Äcker beschäftigt sind, statt dass sie ihre Kenntnissen erweitern und befestigen, diese werden nicht durch Zischen, sondern auch durch lautes Geschrei gebrandmarkt, sie werden mit allgemeiner Zustimmung dem Fürsten angezeigt, damit sie sich bessern oder wenn keine Besserung möglich ist, aus dem Kreise der Gutgesinnten ausgeschieden werden. Diese Einrichtung hat viele Vorzüge und ist sehr nützlich, und darum hat auch Gebhard sie gepflegt, soweit es ihm seine Körperkräfte und der Frieden im Land gestatteten.

Bei der Behandlung von religiösen Streitfragen zog er die Rede nicht weiter hinaus als es angemessen war – wie es oft bei sehr kenntnisreichen Männern der Fall ist, – sondern all seine Gründe erörterte er so fein, so anmutig, so treffend, das er nie einem Widerwillen, einzelnen aber Ergötzung bereitete. Durch seine Worte konnten solche, die in die Geheimnisse unseres Glaubens nur einigermaßen eingeweiht waren, gründlich und genau belehrt, die anderen aber gestärkt und gefestigt werden. Und es konnte nicht geschehen, dass aus diesen heiligen Besprechungen einer ging, der nicht klüger, nicht besser, nicht beredter gewesen wäre. Wenn er aber zur Sittenzensur, die nach alter Gewohnheit sich an die Synode anschließt, überging: mit welcher Strenge tadelte er die Trägen und trieb sie an!

Mit welchem Ernst strafte der Meister der alten Sittenstrenge! Wie wild und maßvoll war er gegen solche, die nach seiner Einsicht nur aus Schwachheit fielen, irrten, unwissend und töricht waren! Wie lobte er die, welche ihre Pflicht treu erfüllt hatten, sich der Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Nüchternheit, Keuschheit, Mäßigkeit befleißigt hatten, die sich die höchste Mühe zu scheuen, viele Worte gemacht habe, so soll doch niemand meinen, die Verdienste Gebhards gegen die Kirche seien so verborgen, dass sie ausführlich und mühsam hervorgehoben werden müssten.

Was übrigens die neulich in der Religion entstandenen Streitigkeiten betrifft, so stand er immer auf der besseren Seite; doch beklagte er die unnötigen Spaltungen wegen einiger abweichender Glaubensmeinungen, da es ihm nur zu tun war um die öffentliche Ruhe

und Sicherheit. Ich betone: die Wahrheit, das erste Gut des Menschenherzens, liebte er über alles; so jedoch, dass er immer gemäßigte Maßregeln vorzog und eine mildere und friedfertigerere Gesinnung von denen forderte, die christliche Personen und Gemeinden zu leiten haben.

Es war damals die Zeit, wo der Streit über religiöse Fragen besonders heftig geführt wurde, ohne das daraus der wahren Frömmigkeit der geringste Vorteil erwuchs.

Es wird nichts mehr fehlen am Ruhme Gebhards, wenn ich noch zwei Dinge erwähne über Streitfragen der jüngsten Zeit. Die eine ist jene, die Theologen von hohem Ansehen, die zu hoch von sich denken, als ihr eigenes Gebiet betrachten. Gerade wie wenn das, was von ihnen ausgeht, nicht falsch sein könne und nicht geprüft zu werden brauche. Ihnen erscheinen als Ketzer und des Scheiterhaufens würdig alle, die nicht genau in ihren Fußspuren gehen oder von den Ansichten dieser großen Namen auch nur einen Finger breit abweichen.

Ruhm würdig und ebenso notwendig als nützlich schien es Gebhard, dass dem Verderben der alten Lehre, die unsere Reformatoren mit so viel Mühe von den unreinen Zusätzen gesäubert haben, ein Riegel vorgeschoben würde, dass den neuerungssüchtigen Geistern ein Zügel angelegt würde. Aber für unbillig erachtete er es und für gemein – nach meinem Urteil mit Recht, - wenn manche, gleichsam von päpstlichen Hochmut erfüllt, dekretieren und verkündigen, man dürfe die nicht dulden, die, während sie die Religionswahrheiten mit dem selben Eifer und ebenso lauter verteidigen und ihre offenen und heimlichen Feinde, welche letztere heute gewöhnlich Synkretisten genannt werden, mit nicht geringem Hasse bekämpfen es wagten, in unwichtigen philosophischen Fragen oft nur grammatikalischer Art anderer Meinung zu sein. Diese von einigen in unserer Kirche ausgeübte Tyrannei hat er oft beklagt. Denn er sah deutlich, dass durch diese rücksichtslose Herrschaft den besten Köpfen der Weg gesperrt wird, auf dem sie zur Erforschung der Wahrheit weiter schreiten könnten. Er sah, dass offenbaren Irrtümer wegen des hohen Ansehen und der Verehrung, die ihre Urheber genießen, ewige Dauer beschieden zu sein scheint. Er sah, dass unsere Kirche in täglich schärfere Eifersüchtelei und Wirrnis gerate, dadurch, dass von diesem Körper alle abgetrennt würden, die der Willkür eines Menschen die einem jeden von Gott gewährte Freiheit des Denkens

nicht unterwerfen wollen. Die wahre Religion beruht nicht auf menschlichen Überzeugungen, sondern auf Gottes Wort. Was verschlägt es auch, wenn mehrere das gleiche Ziel nicht auf einem, sondern auf verschiedenen Wegen zu erreichen suchen? Ich sehe, dass an manchen Orten jene rigorose Einseitigkeit nicht mehr festgehalten wird, und ich wünsche nur, dass unsere Kirche immer besitzen möge Hass gegen Sekten jeder Art, aber auch christliche Weitherzigkeit, die alle wissenschaftliche Klopffechtereie verachtet.

Ich komme zum zweiten Punkt, indem Gebhard die heute üblichen Streitereien getadelt hat, nämlich die übermäßige Wertschätzung der Wissenschaft, die man Philosophie nennt. Die Philosophie selbst, sofern sie eine Schulung des menschlichen Verstandes darstellt, konnte er nicht verwerfen, auch hat er die Vernunft als Gottes Geschenk nicht verachtet. Aber heute verbirgt sich unter diesem Namen ein Mischmasch und ein Gemengsel von Ausdrücken, schon durch ihren Klang fürchterlich; wenn du sie nur hörst, so sagen sie dir Furcht ein wie bestialische Ungeheuer, und wenn du sie verstanden hast, so hast du keinen Nutzen davon. Und viele meinen, den Gipfel der Bildung, soweit sie durch menschliche Anstrengungen erlangt werden kann, erreicht zu haben, wenn sie alle Seiten, alle Linien damit barbarisch vollschmieren, wenn sie das, was einfach und leicht gesagt werden könnte, mit Worten ausführen dunkler als die Nacht, und sie würden selbst glauben, dass sie ungebildet und dumm schreiben, wenn man sie nicht, was sie geschrieben haben, nur sehr schwer versteht. Sie sind nicht mehr zufrieden, die täglichen Gegenstände, die für ein christliches Leben brauchbar sind, so mit dunkler und gemeiner Rede zu behandeln, dass sie die früheren Lehrer der alten, wahren Bildung zum Lachen reizen würden, auch ziehen sie die Sachen selbst mit neuen, bisher unerhörten, endlosen Problemen nach der Weise der Sophisten so auseinander, dass sogar die Theologie, die dieser Wortklauberei preisgegeben ist, ein ganz verändertes Gesicht wie vor Alters hat, geschminkt und gepudert.

Wir dürfen auch nicht übergehen, welche Mühe Gebhardus sich gab, um die alte Bedeutung des Röttler Kapitels zu erhalten. Besonders die Bibliothek, die von dem ehemaligen Pfarrer von Kandern, Johannes Nerlichius, testamentarisch vermacht wurde, in gutem Stand gehalten werden. Gebhard hat diese Aufgabe so gewissenhaft erfüllt, dass er von allen Mitgliedern dieses Kapitels Liebe und Lob erntete. Besonders die

Schule, die der badische Markgraf Friedrich V., der den Beinamen der Fromme erhielt, mit neuen Dotationen dem Kapitel unterstellte, lag ihm sehr am Herzen.

Die meisten Schüler der Anstalt nahm er in sein Haus und seine Gastfreundschaft auf, damit sie nicht nur wissenschaftlich, sondern auch sittlich unter seiner strengen Aufsicht gebildet würden, und zu diesem Zweck hat er sie angehalten, durch tägliches Morgen- und Abendgebet und durch fleißiges Lesen der heiligen Schrift Gottes Gnade zu suchen. Außerdem kam er oft in die Lehrsäle, hat sich nach ihren Aufgaben erkundigt, hat ihren Fortschritt durch seinen Rat und mit seiner Hilfe geleitet, sie ermahnt, wenn er erfahren, dass der Fleiß erlahme oder etwas Schlechtes getrieben werde, dass sie die Sache besser angreifen und ihr Leben bessern sollten; und das eine hatte er dabei im Sinn, dass in diesem Schultheater guter Gesinnung die Jugend zur Ehre Gottes und zum Segen des Vaterlandes auf das Beste sich anstrengte. Damit es an keiner Gattung der Kunst fehlte, hat er in die Kirche eine Orgel, die erste, angeschafft, damit wie früher die Kapitularen mit ungeübter Stimme und kunstlosem rauem Gesang ohne Wohlklang sangen, so die Neukanoniker musikalisch besser geschult – aus deren Mund ja Gott sich loben lassen will – Gottes Lob unter Orgelbegleitung angenehm und wohltönend erklingen lassen könnten.

7. Gebhards Heimgang

Als Gebhard in so schönen und heiligen Arbeiten beschäftigt war, nahte das Alter heran. Aber nicht lähmte es den Geist, und die Kräfte der Seele schwächte es nicht sondern immer blieb sein Verstand scharf, er bewahrte sich gleichsam die innere Jugend und war immer fähig zu ernster Arbeit. Er merkte keinen der Mängel des Alters, sondern behielt Gedächtnis, Urteilskraft und Klugheit und schritt weiter auf dem Weg zur Vollkommenheit. Die unreife Jugend mit glühendem Eifer glaubt, wenn sie einen Greis gedankenvoll, bedächtig, ängstlich vorsichtig handeln sieht und mehr mit Einsicht als mit stürmischem Tatendrang, er sei schwach und schwerfällig geworden, und ist der Ansicht, es würde besser um die Kirche stehen, wenn bei der Hinfälligkeit der Alten sie selbst die Führung übernehmen würden. Aber es fehlt ihnen die Reife des Urteils. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde er von einer Krankheit befallen, die nicht sowohl sein Leben bedrohte, als seine dienstliche Tätigkeit aufhob. Er bestellte sein Haus, freute sich, dem Herrn, der ihm Leben und Gut geschenkt hatte, entgegen zu gehen, und erwartete die Stunde, in der er von diesem mühseligen Leibe befreit werden würde. Aber durch Arzneimittel wurde das Übel beseitigt, und er nahm seine Geschäfte wieder auf, obwohl eine Schwäche (Lähmung?) zurückblieb. Schließlich erlitt er nach wiederholten Anfällen, was alte Leute oft erleben müssen, die mit geschwächter Geisteskraft und schwindendem Gedächtnis gleichsam im Kreislauf zum Anfang zurückkehrend kindlich werden. Zu Hause sitzend oder ans Bett gefesselt, mit von menschlichen Gedanken freiem Sinn, hielt er Reden, die reine Frömmigkeit, Seufzer und Seelenfrieden atmeten, so dass er schon damals nach seinen Reden den Anfang der ewigen Herrlichkeit schmeckte. Bisweilen, wenn ihn Freunde besuchten, beklagte er sein Los, dass er kein Buch mehr lesen und nichts mehr arbeiten könne, und keine andere Klage hatte er in seiner Krankheit, als die, dass er bettlägerig niemanden mehr nützlich sein könne. Oft war er bei klarem Bewusstsein und wollte, schon früher im Trachten nach der Frömmigkeit und in der Verachtung des Irdischen geübt, tapfer und standhaft die Last seines Schicksals tragen und nicht im letzten Akt als Schwächling sich zeigen. Den Tod hat er niemals gefürchtet, auch nicht das ewige Gericht, vielmehr war er satt des Lebens und aller irdischen Dinge und wünschte sich als den Himmel, und nach nichts anderem sehnte er sich als danach, von diesem Todesleib befreit, die ewige Heimat zu schauen, Als er einst von einem

neuen Anfall heimgesucht war, ließ er den Johannes Gmelin, den Sohn des Jeremias Gmelin (damals in Egringen), den er wegen seines Vaters und seiner Tüchtigkeit schätzte, und von dem er wusste, dass ich ihn ebenfalls liebe, vor sich kommen und beauftragte ihn, er solle mir in seinem Auftrage das letzte Lebewohl schreiben und er solle mir schreiben, wie sehr er sich freue, aus diesem Kerker zur Freiheit zu gelangen und meiner Sorge anbefehlen, was nach seinem Tode zu tun sei. Eine solche Sehnsucht nach dem Tode hatte ihn erfasst, ein solcher Überdruß an den irdischen Dingen, dass er seine Seele ganz dem Himmel und Christus Übergab und dessen Kommen, da er schon länger zögerte als ihm lieb war, immer dringender wünschte.

Sein Wunsch erfüllte sich: Am 5. September 1686 ging er dahin, wo kein Leid und keine Beschwerde ihn mehr heimsuchen kann, wo er das Ende des Lebens und zugleich des Übels erlangte. Dahin gelangte er, wo keine Krankheit weiterhin quält, keine Sorgen beunruhigen, keine Schmerzen brennen. Es ist nicht allzu häufig, dass einer so alt wie Gebhard wird, nämlich fast 84 Jahre

Joh. Thomas Rösch ist ebenso alt geworden, der noch heute in unserem Land als Superintendent die Kirchen der Markgrafschaft Hochberg beaufsichtigt Nicht viele überschritten das 70. Oder 80. Jahr. Ich erinnere mich, dass es als denkwürdige Sache angesehen wurde, dass in derselben Zeit in der oberen Markgrafschaft eine Reihe sehr alter verehrungswürdiger Superintendenten waren: J.T. Rösch, damals 88, J. Gebhard, kurz vor seinem Tod, 83, J. Gmelin 74, Kaspar Bartenstein, der noch heute das Dekanat Badenweiler innehat, 73 J. Seitdem haben sie weitere zwei Jahre ihrem Alter hinzugefügt mit Ausnahme von Gebhard, und ich wünsche ihnen noch viele weitere

Wer war Gebhard gleich in seiner orthodoxen Lehre, in seiner klugen Leitung, in seiner sonstigen Tätigkeit? Wenn du auch, was Orthodoxie und Geistesschärfe betrifft, in diesem gelehrten Jahrhundert mehrere Gelehrte und Stolze findest, so entspricht dem nicht die Frömmigkeit, die alles andere erst Gott angenehm macht und die Mutter der glücklichsten Erfolge ist, oder die Urteilskraft, die den Verstand regiert und die reichen Kenntnisse wie eine wohlgeordnete Schlachtreihe ins Feld führt. Beides besaß Gebhard. Ganz war er von der Religion beherrscht, eine bewundernswerte Urteilskraft war in ihm, dazu kam noch ungewöhnlicher Fleiß. Keines davon stand dem andern nach. Aber gut ist es, dass er

sein ganzes Leben lang, soviel an ihm lag, durch Dienen für sich ewigen Nachruhm fand. Jeder beweint ihn. Er hat gelebt und wird ewig leben.

Gebhard besaß auch, was für einen Prediger nicht ohne Wert ist, Würde des Körpers, eine über mittelgroße Gestalt, schwärzliche Gesichtsfarbe, gesetztes Auftreten, Ernst im Blick, doch mit Milde und Freundlichkeit verbunden, eine gewisse Magerkeit, doch bei Gliedern und dem Leib in Übereinstimmung, in seiner Rede Feinheit zugleich und Kürze, bis zum hohen Alter starke Kraft und Gesundheit, die er durch Mäßigkeit in Speise und Trank nährte. Aber in diesem Körper war die Seele noch viel schöner, edler, allzeit in Gott ruhend ganz und gar; von ihm ließ er sich durch keine Drohungen, keine Schmeicheleien jemals losreißen. Gegen den Fürsten, dem er diente, hatte er Ehrfurcht und war ihm ganz ergeben, unbeschadet der Verehrung Gottes. Gegen alle übrigen war seine Seele freimütig und offen, doch fern von jeder Falschheit und Schmeichelei; er kannte auch seine Fehler und Irrtümer, denen wir alle, besonders in der Jugend unterworfen sind, und verhehlte sie nicht. Nicht selten vergisst sich ein Mensch, durch die Versuchungen der Jugend verführt Gebhard hinterließ selbst eine Geschichte seines Lebens. Erleuchtet vom besseren Licht der Wahrheit, zweifelte er nicht an seinem durch Christus erworbenen Seelenheil, und er meinte, man dürfe daran nicht zweifeln im Vertrauen auf die wahre Lehre; so brauchte er auch nicht zu erröten, wenn er mit dem heiligen David sein immer festgehaltenes Vertrauen auf Gott, seine Geduld in den Leiden, seine Freundlichkeit gegen alle, besonders gegen seine ihm untergebenen Kollegen, wenn er mit dem heiligen Paulus seine Mühen im Amt, seine Sorgen und die Nöte seiner Familie, die Drangsale, Kreuz, Verfolgungen, Unfälle, Spott, Geißel und die höllischen Furien, die ihn plagten, erwähnte.



D. Johannes Fecht Autor der Biographie von Johannes Gebhard

Geboren als Sohn des Pastors und Superintendenten der Markgrafschaft Baden-Hachberg Johann Fecht - vide: Catalogus Professorum Rostochiensium - und seiner Frau Regina Barbara († 1664), der Tochter des badischen Generalsuperintendenten Johann Jakob Dahler, war er bereits von Haus aus auf theologische Themen geprägt. 1653 bezog Fecht das Gymnasium in Durlach und immatrikulierte sich 1655 an der Universität Straßburg. Nachdem er zunächst philosophische Studien bei Balthasar Scheidt und Heinrich Boeckler unternommen hatte, wandte er sich der Theologie zu und hörte dazu unter anderem bei Balthasar Bebel und Johann Conrad Dannhauer.

Im Anschluss an seine dortigen Studien unternahm eine Studienreise, die ihn an die Universitäten in Heidelberg, Jena, Leipzig, Wittenberg und Gießen führte. An letzterem Orte erwarb er sich das Lizentiat der Theologie, wurde Pfarrer in Langendenzlingen, dann Adjunkt seines Vaters in Hochberg und 1668 Hofprediger des Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach. Nachdem er in Durlach Professor der Theologie geworden war, übernahm er 1688 die Generalsuperintendentur der Markgrafschaft Baden-Durlach. Aufgrund des Pfälzischen Erbfolgekriegs nahm er einen Ruf an die Universität Rostock war, wo er ab 1690 als Professor der Theologie bis zu seinem Tod wirkte.

Fecht war einer der bedeutendsten Theologen seiner Zeit, der anfänglich zu Philipp Jacob Spener tendiert hatte, aber im Laufe der Zeit ein scharfer Vertreter der Lutherischen Orthodoxie wurde. Während seiner Amtszeit in Rostock machte er sich um die mecklenburgische Kirche verdient. So förderte er die Bibelverbreitung, das Schulwesen und trat für neue Formen der kirchlichen Eigenständigkeit ein, die die Pastoren vor Übergriffen der Patronatsobersten sicherten. Ebenfalls war in den Streitigkeiten um den Pietismus eingebunden, versuchte den eingeleiteten Radikalismus einzudämmen und die Orthodoxie zu reformieren.